



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. * № 26.

Ums Geld.

Roman von Gustav Johannes Krauß.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Das Schönste ist die Selbstverständlichkeit, mit der das alles zugeht,“ sagte Vater Kauscher zu seinem Sohne. „Das Extrazimmer beim Sacher war schon bestellt, und der Herr Direktor schon eingeladen, bevor der Hohenberger noch zu mir kommen ist. Und die Schneiderin dahinten hat er doch auch heut vormittag oder gar noch gestern b'stellt.“

„Da siehst du jetzt, was du von deiner Nachgiebigkeit hast,“ raunte Karl zornig. „Hätt'st du den Kerl bei der Thür hinausgeworfen.“

„Du red'st, wie... na, halt wie ein Student. Tags drauf wär' ich bei einer anderen Thür hinaus'glogen, bei der Thür der „Concordia“. Und die Eva wär' auf einmal aus 'm Haus verschwunden g'wesen und in einem halben Jahr bei ein' Theater als Schauspielern aufgetaucht mit kleine Koll'n und große Toiletten.“

Da ließ sich hinter ihnen das dünne Stimmchen der kleinen Kathi vernehmen: „Du, Evi, is dein neuer Bräutigam ein Schneider, daß er so viele böne Kleiderln hat?“

Die Frauen lachten. Die Mutter suchte das Kind zum Schweigen zu bringen. Aber wenn Kathi einmal ins Reden kam, ließ sie sich so leicht nicht abschrecken.

„O je,“ krächte sie, „jetzt hat die Evi zwei Bräutigame.“

Die Stimme der Unschuld brach jäh ab; offenbar hatte die Mutter ihrer Jüngsten die Hand auf den Mund gelegt. Dann ging die Thür. Kathi wurde in eine neue Verbannung geschickt, hinaus in die Küche zu Fanny.

Karl lachte. Der Vater

schüttelte aber mißbilligend den Kopf. „Es steht nit gut in ein' Haus,“ seufzte er gepreßt, „wo man sich vor dem fürchten muß, was die kleinen unschuldigen Kinder reden.“

Da zupfte ihn von rückwärts seine Frau am Ärmel. „Schau dir doch an, was die Eva

sich aus' sucht hat,“ flüsterte sie bittend. „Es ist wegen der Direktrice. Es schaut doch so komisch aus, wenn der Vater so zeigt, daß er nit recht einverstanden is. Die Leut' haben so viel feine Rundschaften, da red't sich's dann herum. Wir dürfen den Hohenberger nicht so blamieren. Das siehst doch ein, Alter?“

Das sah Kauscher ein; er ging an den Tisch, auf dem die von Eva ausgewählten Sachen lagen, und besah sie flüchtig.

„Sehr schön,“ sagte er.

Die Direktrice, die mit Hilfe des betreften Jungen ihre Kartons wieder packte und schloß, sah von ihrer Arbeit auf.

„Das Fräulein Tochter hat aber auch einen ausgezeichneten Geschmack, Herr v. Kauscher,“ sagte sie flötend. „Gerade die Toilette und den Abendmantel hat das gnädige Fräulein gewählt, die ich für sie bestimmt hätte, wenn mir das überlassen geblieben wäre. Und dieser Wuchs! Das reine Modell! Die Taille sitzt, wie für das gnädige Fräulein nach Maß angefertigt.“

tige Toilettenfrage für den heutigen Festabend.

„Ich zieh' mein Grauseidenes an. Die Fanny hat ja den Winter erst fürs Beamtenvereinskränzchen ein neues Kleid kriegt. Die is aus 'm Wasser. Du, Vater, und der Karl, ihr müßt's den Frack anziehen. Der Hohenberger hat der Everl eine defolletierte Soiree-toilette g'schickt, folglich kommen die Herren im Frack.“

„Du red'st ja, als wärst d' schon einmal Zeremonienmeisterin bei Hof g'wesen,“ spottete Kauscher. „Natürlich ziehn wir den Frack an. Die zwei Herren werden zwar im Smoking kommen, aber das geht uns nit an. Erstens haben wir keine und zweitens g'hört sich's schon so, wenn die Großen und die Kleinen zusammenkommen, daß die Kleinen feierlicher angezogen sind.“

„In die Stadt müssen wir auch noch!“ klagte die Mutter. „Bei so was fehlen einem immer allerhand Kleinigkeiten. D' Everl

braucht zu ihrer Toilette notwändig ein paar lichte, hohe Handschuhe.“

„Hat der Herr Schwiegersohn mir doch was übrig g'lassen?“ fragte Kauscher wie verwundert. „Na, das is schön von ihm. Essen wir halt g'schwind. Und ihr nehmt dann einen Comfortable, damit ihr mit der Zeit auskommt.“

Die Mutter hatte aber noch etwas auf dem Herzen. „Die Kathi lassen wir, dent' ich, doch lieber z' Haus. So was is nit für Kinder. Es wird Champagner geben, der möcht' ihr ins Köpferl gehn. Spät wird's auch werden.“

„Und vor allem anderen könnt' die Kathi unbecome Sachen reden!“ fiel der Sohn spöttisch ein. „Ja, ja, laßt die Kleine nur zu Haus. So was ist nichts für Kinder.“

Dazu sind die Kinder noch zu ehrlich.“

Fanny und Eva beteiligten sich an dem Gespräche nicht. Die Ältere sah ernst auf ihren Teller nieder, die Jüngere war offenbar mit ihren Gedanken weit weg. Sie saß am Tische wie eine fremde, große Dame, die sich



Das für kranke und verwundete Chinatruppen errichtete Lazarettbarackenlager am Kaiserhafen in Bremerhaven. (S. 204)

Sie empfahl sich mit vielen Verbeugungen; die Nachbarin folgte ihr, nachdem sie jedem einzelnen, sogar dem raubhorstigen Karl, zu dem Glück, das Eva machte, nochmals gratuliert hatte.

Bei Tische erwog Frau Kauscher die wich-

vor einem Gewitterregen zu diesen kleinen Leuten hereingeflüchtet hatte.

Nach dem Essen wurde Katherl wieder zur Nachbarin geschickt. Sie war äußerst ungehalten darüber, daß sie zu Hause bleiben sollte, und mußte durch umfangreiche Versprechungen von Raschwerk und Spielzeug bewogen werden, dem Lauf ihrer Thränen Halt zu gebieten. Dann fuhr Frau Rauscher mit Fanny und Eva in die Stadt, die beiden Männer aber gingen ins Kaffeehaus, um die Stunden bis zum Abend totzuschlagen. Etwas Vernünftiges anzufangen vermochten sie doch nicht; dazu waren sie zu unruhig.

Als sie um sieben Uhr wieder nach Hause kamen, fanden sie die Damen schon im vollen Ankleidezuber. Selbst Fanny, die doch nur gezwungen mitging, war diesem Zustande verfallen. So mußten Vater und Sohn sich allein schön machen, was ihnen ungewohnt genug war.

Schlag acht Uhr fuhr Hohenbergers Wagen am Hause vor. Ein leerer „Unnumerierter“ hielt hinter ihm.

Rudi sah womöglich noch eleganter aus als am Morgen und war die Liebenswürdigkeit selbst. Dem Vater schüttelte er die Hand, als wären sie mindestens seit zwanzig Jahren die besten Freunde. Karl, der sich ein wenig zeremoniös verneigte, versicherte er, wie sehr er sich freue, den Bruder seiner teuren Braut kennen zu lernen, und fragte ihn, was er studiere.

„Chemie,“ antwortete Karl kurz.

„Das ist schön, das ist recht!“ sagte Hohenberger befriedigt. „Da haben Sie wenigstens ein Fach, in dem Sie etwas leisten können für die Welt. Bei einem Doktor der Philosophie frag' ich immer nach dem Fach. Denn klassische Philosophie und solche Sachen — na, Streusand drüber. Hat er aber seinen Doktor als Chemiker, Physiker oder so etwas gemacht, so zieh' ich den Hut vor ihm. Das sind die Leute, die die Welt vorwärts schieben in ihrem Geleis.“

Durch diese Lobrede auf das von ihm erwählte Wissenschaftsfach fühlte Karl seinen Groll dahinschwinden, wie Knabenwelttschmerz vor einem Mädchenlächeln. Der Ged, das Stigertl, der Geldproß schien doch auch seine guten Seiten zu haben. Der gefärbte Schnurrbart, die nachgezogenen Augenbrauen, die vorsichtig verteilten Haare auf dem Scheitel waren freilich deshalb um nichts weniger lächerlich.

Hohenberger machte es Spaß, den widerspenstigen Jungen für sich einzunehmen. Im Grunde war es ihm ja sehr gleichgültig, wie solches Studentchen sich zu ihm stellte, so gleichgültig, wie ihm die ganze Familie Rauscher war, zu der er künftig um dieser verteuerten Eva willen gehören sollte. Er betrachtete das Gespräch mit dem Burschen als eine Art Schachpartie, die ihm die Wartzeit verkürzte. Jedenfalls verkehrte sich's leichter mit dem Jungen als mit dem in sich gefehrten, hartnäckig in die einmal gefaßten Ansichten verbissenen Alten.

Er verlegte sich also darauf, Karl zu verblüffen, indem er Verstand entwickelte. Von

der Chemie ging er aus, gelangte zur angewandten Chemie und begann dann von dem Verufe zu reden, den das Kapital darin habe, seine Macht in den Dienst neuer Entdeckungen zu stellen.

„Sehen Sie sich einmal die Farbwerke draußen im Deutschen Reiche an,“ sagte er. „Was die für die Wissenschaft leisten, und für den Staat, und für das Volk. Man kann ruhig sagen, daß die paar Geldleute, die diese Unternehmen geschaffen haben, an und für sich schon die Theorie von der Schädlichkeit der großen Vermögen widerlegen. Durch sie ist die chemische Industrie Deutschlands die Beherrscherin des Weltmarkts geworden. Wissen Sie, was das heißt, wenn ein Staat in irgend einem bedeutenden Industriezweige allen anderen voraus ist? Das ist mehr wert für ihn als ein gewonnener Krieg. Und was es erst noch nach innen bedeutet! Eine ganze Bevölkerungsgeschichte gut bezahlter, ihres Wertes be-

mit hoheitsvollem Blick. „Ich weiß, das erzählt man so. Stimmt aber nicht ganz. An der Börse hab' ich freilich auch gearbeitet, ich hab' ja ein Bankhaus gehabt. — Na, wenn wir recht gute Freunde sind und wir einmal bei mir am Theetisch sitzen, an dem dann schon Ihre Schwester präsiert, dann werde ich Ihnen eine Geschichte erzählen, nicht wie man Präsident, sondern wie man Millionär wird.“

Vater Rauscher sah seinen Sohn, der sich von den nationalökonomischen Anschauungen Hohenbergers so gründlich bestechen ließ, im stillen belustigt an. Wie diese jungen Leute doch lenkbar sind! Oben Feuer und Flamme für irgend etwas, werden sie im nächsten Augenblick schon irre daran und schwören im übernächsten nicht minder hoch und heilig auf das gerade Gegenteil. Man muß ihnen die Sache nur geschickt beizubringen wissen. Hatte der schöne weggeschickte Franz Neumeier nicht seinen eifrigsten Parteigänger schon zu

drei Vierteln verloren? Und was hatte diesen Umschwung in Karl zuwege gebracht? Ein paar allgemeine Redensarten und eine geheimnisvolle Andeutung, als hätte Hohenberger sich in seiner geschäftlichen Thätigkeit von so hohen Grundsätzen leiten lassen und verdankte ihnen seine Erfolge.

Rauscher mußte besser, woher das Vermögen seines künftigen Schwiegersohnes stammte. Aus der einstigen Aufschwungsperiode, oder genauer gesagt von dem Umstande, daß Herr Rudi klug genug war, sich knapp vor Ausbruch des großen Krachs zur Baissenpartei zu schlagen. So hatte er nicht nur sein Schäfchen ins Trockene gebracht, sondern die so manches anderen, der dümmere gewesen war als er, noch dazu.

Rauscher überlegte gerade, ob er sich nicht in das Gespräch mischen sollte, um Hohenberger den Boden unter den Füßen ein wenig heiß zu machen. Da ging die Thür des Nebenzimmers auf, und die Damen traten ein.

Hohenberger stieß einen Ausruf des Entzückens aus und küßte seine Fingerspitzen; selbst Rauscher und Karl standen erstaut — so schön war Eva. Wenn das überhaupt noch Eva Rauscher war und keine junge Prinzessin, die jener nur sehr ähnlich sah. Der Ausschnitt der elfenbeinfarbenen Seidenrobe enthüllte einen prachtvollen Hals und Nacken, deren Leuchten des Weiß durch die dreifache Perlenreihe noch gehoben wurde; ihr schönes Gesicht hatte einen stolzen Ausdruck, aus ihren Augen leuchtete das Siegesgefühl, das ihr die Seele schwellte, ihre Wangen waren leicht gerötet.

Neben dieser Erscheinung sah Frau Rauscher trotz des Grauseidnen wenig anders aus als eine Kammerfrau, und Fanny machte den Eindruck eines bescheidenen Zöfchens.

„Na,“ fragte Eva ein wenig kokett, „wie gefall' ich euch? Wird mein Herr Bräutigam mit mir Ehre einlegen?“

Hohenberger stürzte auf sie zu, hob ihre noch unbehandschulte Rechte an seine Lippen und drückte ein ganzes Pelotonfeuer von Küßen darauf.



Das neue Volksbad in München. (S. 204)
Nach einer Photographie von Jaeger & Goergen in München.

wußter Arbeiter, weithin wirkende Befruchtung aller verwandten Betriebszweige, fortschreitende Verbesserung der Lebensbedingungen des Gesamtvolkes. Ja, ja — das liebe Geld! So, wie es heute mißbraucht wird, ist es freilich ein Unsegen. Die es haben, benutzen die Macht, die es verleiht, um immer neues Kapital zusammenzuschlagen. Sie machen „Geschäfte“, das heißt, sie betreiben Unternehmungen um des Profits willen und auf den Profit hin. Und das ist die Quelle alles Übels. Wenn die Leute erst dahin kommen, das Unternehmen um seiner selbst willen zu betreiben, weil es der Förderung wert erscheint, und den Unternehmergewinn nur als angenehmes Nebenprodukt ihrer Thätigkeit zu betrachten, dann wird vieles anders sein. Dann wird auch kein Erfinder mehr zu Grunde gehen, weil ihm niemand die Mittel zur Verfügung stellt, seine Ideen durchzuführen.“

Mit solchen Ansichten jagte Hohenberger den jungen Studenten aus einem Erstaunen in das andere.

Schließlich pläzte Karl ganz verwirrt heraus: „Ja, aber Sie haben doch selbst —“

„Mein Geld an der Börse gewonnen?“ ergänzte Hohenberger in fragendem Tone und

„Ever!“ sagte er begeistert, „wenn ich nächsten Winter so mit dir auf 'n Ball geh', wird alles verrückt, was einen Frack anhat. Das ist ja unheimlich, wie schön du bist! Nur noch ein Reifen mit ein paar Brillanten aufs Köpfel, und du schaust grade aus, wie die Kaiserin Elisabeth als Braut ausseh' hat.“

„Daran muß er sich ja noch ganz gut erinnern können,“ dachte Fanny höhnisch. Zu ihrem eigenen Entsetzen sagte sie die Worte, wenn auch nur halblaut.

Hohenberger hatte nicht verstanden, was sie sprach, aber ihre Stimme doch gehört, und wandte sich rasch zu ihr. „Vardon... es ist eigentlich unartig, daß ich mich nicht gleich vorg'stellt hab'... aber die Ueberraschung! — Fräul'n Fanny, nicht wahr? — Na, freut mich, freut mich sehr. Hätte Sie übrigens auf der Gasse sofort als die Schwester der Eva angesprochen, Fräulein. Diese Ähnlichkeit läßt keinen Zweifel daran.“

Fanny murmelte irgend etwas, und Hohenberger wandte sich zu Frau Rauscher, die er in dem gutmütig überlegenen Tone begrüßte, den er sich ein für allemal für die Schwiegermutter zurechtgelegt hatte.

Dann trieb er aber zum Ausbruch.

„Der Herr Direktor kommt um Neune. — Ich habe für die Unpünktlichkeit der Damen eine Stunde Spielraum g'lassen,“ sagte er neckisch. „Aber jetzt müssen wir doch machen, daß wir fortkommen. Die Damen fahren in meinem Wagen, wir Herren folgen im Fiaker. Die Herrschaften sind doch einverstanden?“

Da natürlich niemand etwas gegen diese Anordnung einzuwenden hatte, legte Hohenberger dienstbeflissen seiner Braut den Abendmantel über die Schultern und bot ihr seinen Arm, um sie die Treppe hinunterzuführen.

Frau Rauscher stellte beim Einsteigen in die herrschaftliche Equipage zugleich mit Stolz und mit Beschämung fest, daß aus allen Fenstern der Nachbarschaft neugierige Gesichter lugten. Zwei so elegante Wagen mit einemmal waren in der bescheidenen Straße eben ein Ereignis; außerdem mochte Frau Leuchhardt schon vor vielen Leuten sich mit ihren guten Beziehungen zu Rauschers, die ihr zuerst das unerhörte Glück ihrer Tochter mitgeteilt hatten, gebrüstet haben.

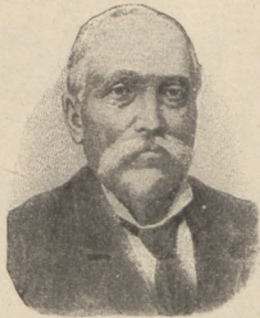
Hohenberger ließ an einem Seiteneingang des Hotels halten. Während er den Damen aus dem Wagen half, sprang aus einem Fiaker ein wohlbeleibter Herr, dunkel von Teint, mit schwarzem Haar und Bart, eine gelbe Rosenknospe im Knopfloch des leichten Ueberziehers, den er über dem Gesellschaftsanzug trug. Karl sah sich den Mann, der den Vater so freundlich begrüßte, nachdenklich an. Das also war der Direktor Steinberg.

„Ihr Herr Sohn, nicht wahr?“ sagte der Schwarze jetzt. „Freut mich sehr.“

Karl hatte kaum Zeit, seine Verbeugung zu erwidern, denn der rasch los Bewegliche war schon zu der Gruppe getreten, die Hohenberger mit den drei Damen bildete.

„Verehrter Herr v. Hohenberger —“

„Liebe Eva,“ sagte Hohenberger, „hier stelle ich dir unseren Direktor Steinberg vor. — Frau Rauscher, Fräulein Fanny Rauscher — Direktor Steinberg.“



M. W. Pretorius †. (S. 204)

Der Direktor versicherte dreimal, daß er sich sehr freue, dann wandte er sich an Hohenberger mit einer fragenden Verbeugung und bot darauf Eva den Arm. Ein Kellner, der sich bis jetzt diskret in dem mit Blattpflanzen geschmückten Flur gehalten hatte, trat jetzt aus seiner Zurückhaltung und dem Thor hervor und bot die Herrschaften, ihm zu folgen.

„Das also ist dein Direktor?“ fragte Karl, der mit dem Vater und Fanny den Nachtrab bildete. Hohenberger führte die Mutter.

„Ja,“ entgegnete Rauscher ebenso. „Das ist der allmächtige Pascha der „Concordia“.“

„Er sieht aber doch gar nit so grauslich aus,“ meinte Fanny. „Und so artig is er.“

„O ja — mit den künftigen Anverwandten des einflußreichen Verwaltungsrats.“

Frau Rauscher stieß ein leises „Ah!“ aus, Fanny sah mit großen Augen um sich, und selbst Eva konnte nur mit Mühe den Anschein des Gleichmuts

bewahren, als sie nun in dem Zimmer standen, das Hohenberger für seine Gesellschaft belegt hatte. Palmen in allen Ecken, an der Wand alte, nachgedunkelte Gemälde, auf den Divans persische Teppiche. Und die vielen verschieden geformten Gläser auf dem für sieben Personen gedeckten Tische, über dem die Glühlichter des Kronleuchters ihre durch mattes und farbiges Glas gedämpften Strahlen ausgegossen und den behaglichen Raum mit einem unendlich angenehmen, anheimelnden Lichte erfüllten.

„Es ist doch nicht übel, ein reicher Mann zu sein!“ dachte Karl. „Na, wer weiß, vielleicht bring' ich's auch einmal so weit.“

Hohenberger und der Direktor waren zartfühlend genug gewesen, die erstaunten Leuten zunächst sich selbst zu überlassen und sich mit dem Kellner zu beschäftigen, dem noch einiges in Bezug auf Speisenfolge und Wein besonders eingeschärft wurde. Der gute Mann war erst beinahe beleidigt. Die Herren kannten ihn doch schon beide und wußten, daß er keiner von denen war, denen man alles dreimal sagen mußte. Dann aber leuchtete die Erkenntnis auf. So, so, die Herren hatten Gäste aus der Provinz. Denen wollten sie es nicht an-

thun, ihr Erstaunen und ihre Neugier zu beobachten. Er zog nun selber die Beratung hinaus, bis Hohenberger sie endlich abbrach und die Herrschaften bat, sich zu setzen.

Das Mahl begann und verlief nun, wie solche Veranstaltungen eben zu verlaufen pflegen. Bei mancher Speise, die sie nicht kannten, mußten Rauschers warten, bis Hohenberger oder der Direktor davon genommen, um zu sehen, wie man das Ding eigentlich esse, ohne gegen die gute Sitte zu verstoßen, was ja vor den Augen der geräuschlos hin und her gehenden Kellner sehr peinlich gewesen wäre. Frau Rauscher wunderte sich darüber, daß alle Augenblicke eine andere Sorte Wein in andere Gläser geschenkt wurde. Roter, weißer, gelber — das mußte ja zu Kopse steigen. Fanny dachte an Franz, der jetzt verzweifelt zu Hause saß und vielleicht gar weinte, und machte sich bittere Vorwürfe, an einem Feste teilzunehmen, das aus dem gleichen Anlaß gefeiert wurde, der jenen Armen so elend machte. Eva, die zwischen ihrem Bräutigam und dem Direktor saß, erhielt mit Hilfe ihrer Nachbarn das Gespräch im Gange, in das sie immer wieder auch die anderen zu ziehen versuchte.

Damit hatte sie freilich wenig Glück.

Karl und der Vater sprachen nicht viel, die Mutter und Fanny antworteten nur auf direkte Fragen. Es war mit einem Worte keine rechte Stimmung in der Sache. Man war sich noch zu fremd.

Beim Braten klopfte der Herr Direktor an sein Glas, erhob sich und hielt seinen Trinkspruch auf das Brautpaar. Er sprach in sehr wohlgelesenen, zierlich ausgeklingelten, gleichsam parfümierten Wendungen von der allmächtigen Liebe, die mit ihren Rosenketten alles, was da lebt, zu Paaren fesselt. Er widmete dann ein paar begeisterte Worte der Schönheit der Braut, einige nicht minder begeisterte dem ersten heiligen Feuer in der Brust des Bräutigams, des hochangesehenen, bewährten Mannes, streifte mit einer Wendung den Zauberstab des Reichtums, der in der Hand dieses Mannes ruhe, und schloß mit der Bitte an die verehrten Anwesenden, mit ihm auf das Wohl des auserlesenen Paares zu trinken.

Beim Anstoßen wunderte sich Frau Rauscher, daß nicht gesungen wurde: „Hoch soll'n sie leben!“ Sie getraute sich aber nicht zu fragen. Sacher war vielleicht so vornehm,



Eingang zur Ausstellung der Künstlerkolonie in Darmstadt. (S. 204)
Nach einer Photographie von Christian Herbst, Hofphotograph in Worms.

daß man sich bei ihm auch nur leise freuen durfte.

Nach einer Weile erhob sich Hohenberger zur Antwort. Er sprach auch von Evas bezaubernder Schönheit, von seiner flammenden Liebe zu ihr, von dem Glücke, das er empfand, neben ihr zu sitzen, und trank mit dem Herrn Direktor auf das Wohl der lebenswürdigen Familie, in deren sorgsam umhegtem Garten diese Rose herangeblüht war.

Man erhob sich wieder und ließ die Gläser aneinander klingen. „Hoch soll'n sie leben!“ wurde aber wieder nicht gesungen.

Als man sich wieder gesetzt hatte, trat Frau Mauscher ihren Eheherrn unter dem Tisch auf den Fuß. Mauscher schüttelte den Kopf. Da trat sie ihn aber wieder.

Das stumme Spiel ging zwischen dem Ehepaar eine Weile hin und her; da Mauscher aber an Hühneraugen litt, mußte er schließlich nachgeben und sich auch seinerseits zum Worte melden.

„Hört!“ rief Rudi Hohenberger lustig. „Papa bittet ums Wort.“ Er war gerade drei Jahre jünger als Mauscher.

Der etwas besorgte Blick, den Eva auf ihren Vater geworfen hatte, als er sich zu seiner Rede erhob, rechtfertigte sich nicht; Mauscher brachte nichts Bedrohliches vor. Freilich sagte er auch nichts allzu Verbindliches, sondern betonte nur, welche ernste Bedeutung ein solcher Tag, der ein Kind halb von der Familie löst, um die baldige gänzliche Loslösung vorzubereiten, für diese, namentlich für die Eltern habe. Dann fand er nicht ungeschickt den Uebergang zu einem Hoch auf den Herrn Direktor.

Nun war die Reihe der Trinksprüche erschöpft. Nur Fanny hatte noch einen auf dem Herzen. Sie faßte ihr Glas und beugte sich zu Eva hinüber.

„Du, Eva,“ sagte sie mit glühendem Blick, „ich bringe jetzt einen stillen Toast aus!“ Dann hob sie ihr Glas und trank.

„Was? — Was?“ fragte Hohenberger, der über einem Gespräch mit Steinberg nur halb gehört hatte, was Fanny sagte. „Darf man auch wissen?“

„Nichts, mein Lieber!“ antwortete Eva kühl. „Es ist so eine Kinderstunde unter uns Schwestern, stille Toaste auszubringen, wobei jede auf das trinkt, was sie gerade im Sinn hat.“ (Fortf. folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Das am Kaiserhafen in Bremerhaven eigens für die aus China heimkehrenden Kranken und Verwundeten errichtete Lazarettbarackenlager wurde erstmals am 18. Mai in Benutzung genommen. Die Anlage ist nach den modernen Grundsätzen der

bekoriert wurde. Die Pläne zum Volksbad stammen von Professor Hocheder. — Martinus Pretorius, der frühere Präsident von Transvaal, nach dem auch die Hauptstadt Pretoria genannt worden ist, starb in Potchefstroom im Alter von nahezu achtzig Jahren. Er war es, der die früher getrennten Republiken Potchefstroom, Zoutpansberg und Lydenburg im Jahre 1852 zum Transvaalfreistaate vereinigte, und sein Name wird daher mit der Geschichte dieses Staates auf immer verbunden bleiben. — Die feier-

liche Eröffnung der Ausstellung der Künstlerkolonie in Darmstadt fand in Gegenwart des großherzoglichen Paares statt. Den Eingang zur Ausstellung bilden zwei Pylonen, dahinter liegen die eigentlichen Ausstellungsbauten, das Hauptrestaurant, das Haus der Blumen, das Spielhaus, das Gebäude für Flächkunst, das Ernst Ludwig-Haus und die sieben Häuser der Künstler.

Die Burg Zimmern im württembergischen Schwarzwald.

(Mit Bild.)

Dicht bei dem Dorfe Herrenzimmern im württembergischen Schwarzwald liegen auf einer steilen Anhöhe über dem Neckartal die malerischen Ruinen der einzigen Doppelburg Zimmern. Dies Stammschloß des alten gleichnamigen Grafengeschlechtes war im Mittelalter eine starke Feste, und mancher wilde Kampf hat sie umtobt, bis 1594 die Herren von Zimmern ausstarben. Jetzt ziehen die kümmerlichen, immer mehr zerfallenden Reste nur noch den Wanderer und den Maler an.

Der Heldentod des Leutnants Guido v. Lippe bei Liebertwolkwitz.

(Mit Bild auf Seite 205.)

Mit dem Reitergefecht bei Liebertwolkwitz am 14. Oktober 1813 wurde die gewaltige Völkerschlacht bei Leipzig eingeleitet, welche die Macht Napoleons brach. Das Gefecht ist besonders merkwürdig durch eine Episode, die den König Murat von Neapel, den Schwager Napoleons, beinahe in die Gefangenschaft der Preußen brachte. Murat wurde nämlich während des Gefechtes von seinem Ge-

folge getrennt, nur ein Offizier blieb bei ihm. Da stürzte sich der junge Leutnant Guido v. Lippe, ein Schlesier, auf ihn, und es wäre ihm wohl gelungen, den fliehenden König zu fangen, hätte ihm während der Verfolgung nicht der französische Offizier den Degen durch den Leib gerannt. Murat entkam, der preussische Leutnant aber starb den Heldentod.

Die schöne Jutta.

Sittenbild aus der guten alten Zeit. Von Eugen Schmitt.

1. (Nachdruck verboten.)

Es war im Sommer des Jahres 1399, als die Straßen des Städtchens Bahn in Pommern



Die Burg Zimmern im württembergischen Schwarzwald.

Krankenpflege auf das zweckmäßigste eingerichtet und nimmt sich recht schmeichlich und freundlich aus. Durch das mit einer Ehrenpforte geschmückte Hauptthor fällt der Blick auf die dahinter liegenden geräumigen und luftigen Baracken. — Das neue Volksbad in München, das dicht am rechten Isarufer und an der Ludwigsbrücke liegt und von der Stadt erbaut worden ist, wurde kürzlich feierlich eingeweiht. Die Festrede betonte, daß kein Schwimmbad der Neuzeit in solcher Großartigkeit hergestellt sei, und daß es an die antiken Thermen Roms erinnere. Das Volksbad ist auf Grund einer Stiftung des Zivilingenieurs Müller errichtet, welcher der Feier bewohnte und vom Prinzregenten mit dem mit persönlichem Adel verbundenen Verdienstorden der Bayerischen Krone



Selbsttod des Leutnants Guido v. Lippe bei der Verfolgung des Königs Murat in der Nähe von Liebertwolkwitz. (S. 204)

gegen Mittag von lautem Geschrei widerhallten. Ein Hirsch, ein prächtiges Tier, jagte durch die Stadt und verbreitete Aufregung und Schrecken unter den Bewohnern. Schreiend flüchteten vor dem gewaltigen Zwanzigender die Kinder, während die erwachsenen Männer und die Hunde dem heranstürmenden Tiere zwar auswichen, sich aber dann an seine Verfolgung machten. Der Hirsch flüchtete in den Hof des Bürgermeisters Bahl. Die dort befindlichen Knechte schlugen sofort das Hofthor zu und gingen mit Stangen und Netzen auf den Hirsch los, der sich in der Ecke den Feinden und Verfolgern entgegensetzte. Sein Widerstand war indes vergebens. In wenigen Minuten hatten die Knechte des Bürgermeisters dem Hirsch den Garaus gemacht.

Bürgermeister Bahl empfand keine geringe Genugthuung darüber, daß der Hirsch gerade auf seinem Gehöft erlegt worden war, denn das Tier stammte von den Besitzungen Detlevs v. Walmoden, des feudalen Herrn, der mit der Stadt seit Jahrzehnten in Fehde lebte.

Die Städter nahmen das Recht für sich in Anspruch, in den großen Forsten Detlevs v. Walmoden Holz zu lesen und Gras zu schneiden. Dafür sollten sie es sich aber auch gefallen lassen, wenn das Wild aus dem Forst ausbrach und ihre Aecker verwüstete. Die Erlaubnis, Holz zu fuchen und Gras zu schneiden, sollte gewissermaßen die Entschädigung für den Schaden bilden, welchen das Wild anrichtete. Damit waren aber die Städter nicht zufrieden, sondern griffen zur Selbsthilfe, sobald die Hirsche und Wildschweine auf ihre Aecker kamen, indem sie das Wild töteten. Walmoden rächte sich dann für das ihm vermeintlich zugefügte Unrecht, indem er Leute aus der Stadt, welche Holz aus seinen Forsten holten, gefangen nehmen ließ, sie in das Burgverließ steckte und erst wieder freigab, wenn die Väter der Stadt ein entsprechendes Lösegeld bezahlt hatten.

Detlev v. Walmoden war ein junger Mann Ende der zwanziger Jahre; er hatte erst seit einigen Jahren das große Gut von seinem Vater geerbt und mit dem Gute auch die Feindseligkeiten gegen die Stadt Bahn. —

Wenige Minuten erst waren seit der Tötung des Hirsches auf dem Hofe Bahls verfloßen, als draußen lautes Hundegekläff hörbar wurde. Die Jagdmeute Detlevs v. Walmoden kam durch die Straßen der Stadt gejagt, hinter ihr her die Jäger, an der Spitze Detlev mit einer Anzahl ritterlicher Gäste aus der Nachbarschaft. Walmoden hatte mit seinen Gästen den Hirsch gehetzt, welcher in der Verzweiflung die Thue, ein Flüsschen, das bei Bahn vorüberfließt und sich in den benachbarten Längen See ergießt, durchschwommen hatte. Die Hunde, sowie die Jäger mußten einen Umweg machen, um über die Brücke zu kommen, wodurch der Hirsch einen Vorsprung gewann. Allerdings lief er auch dort dem Verderben entgegen, aber er fand wenigstens ein schnelles Ende.

Die Hunde, welche den Hirsch auf dem Hofe mitterten, erhoben vor dem Thore des Bürgermeisters ein fürchterliches Gebell und Geheul.

„Macht auf!“ schrie Walmoden, der aus dem Sattel des Pferdes über die Hofmauer hinübersehen konnte und den toten Hirsch in einer Ecke des Hofes entdeckte.

„Hier hat der Herr v. Walmoden nichts zu sagen, hier bin ich Herr!“ entgegnete ihm der Bürgermeister.

Das war der Anfang eines immer heftiger werdenden Streites zwischen dem Gutsherrn und dem Bürgermeister, der damit schloß, daß Walmoden sagte: „Das ist mein Hirsch! Ich jagte ihn, und im Augenblick geht ihn heraus, sonst geht es Euch schlecht!“

„Macht schnell, daß Ihr hier von der Strafe

und aus der Nähe meines Gehöfts kommt.“ erwiderte der Bürgermeister, „sonst stehe ich für nichts ein; es könnte Euch sonst ebenso gehen wie dem Hirsch! Wenn Ihr fortfahrt, mich zu beschimpfen und zu bedrohen, so lasse ich Sturm läuten und Euch gefangen nehmen. Hier sind wir Bürger die Herren!“

Da schüttelte der blonde, riesengroße Walmoden die Faust und rief: „Wartet! Daran sollt Ihr und die ganze Bürgerschaft denken!“

Dann machte er Kehrt und ritt unter dem Hohlgelächter der Bürger mit den Jägern und Gästen zur Stadt hinaus. Nach seinen Anschauungen und dem Recht der damaligen Zeit hatte er Grund, sich für schwer gekränkt zu halten, und er sann hinfort auf Rache an den frechen Bürgern, die ihm, dem Ritter, Widerstand zu leisten wagten.

Bahn liegt, wie bereits erwähnt, am Nordende des Längen Sees. Dieser zieht sich fast genau in der Richtung von Nord nach Süd hin bis in die Nähe der Stadt Wildenbruch.

Es war im Juni des nächsten Jahres. Die Tochter Bahls, die schöne Jutta, wie sie allgemein genannt wurde, feierte ihren Geburtstag. Mit ihren beiden Schwestern und einer Anzahl anderer Mädchen machte sie einen Ausflug nach dem Längen See. Die Mädchen setzten sich in ein Boot, fuhren auf dem See spazieren und landeten dann am Westufer, um sich hier mit Gesang und Spiel zu vergnügen.

Am späten Nachmittag wollten sie, acht an der Zahl, die Rückfahrt über den See antreten, als sie eine traurige Entdeckung machten. Der Rahm, mit welchem sie gekommen waren, hatte sich von der Kette losgelöst und war vom Ufer abgetrieben; er schwamm weit draußen auf dem See. Die Mädchen mußten den Landweg einschlagen; zur Zurücklegung desselben brauchten sie mindestens drei Stunden und mußten dabei fast eine Stunde lang durch das Gebiet Detlevs v. Walmoden. Wenn dieser von ihrer Anwesenheit auf seinem Gebiete erfuhr, spielte er ihnen gewiß einen bösen Streich. Es blieb den Mädchen aber nichts anderes übrig, als das Unternehmen zu wagen.

Eilig brachen die acht Mädchen auf und gingen, sich immer in der Nähe des Ufers haltend, der Stadt zu. Sie hofften, Walmoden würde nichts von ihrer Anwesenheit auf seinem Gebiet erfahren. In Wirklichkeit jedoch waren sie seit lange beobachtet worden, und der Rahm nicht von selbst abgetrieben. Ein Jägerbursche Walmodens hatte ihn heimlich losgemacht, um die Mädchen zu zwingen, über das Gebiet des Gutsherrn zu gehen.

Sobald Walmoden erfuhr, daß die Mädchen auf seinem Boden angelangt seien, wurde die Jagdmeute herangezogen, der Ritter stieg mit seinen Jägern und Bedienten zu Pferde und sprengte in den Wald.

Die jungen Mädchen ahnten bald, daß ihnen Gefahr drohe. Mit Rücksicht auf die immer tiefer im Westen sinkende Sonne und aus Angst vor Verfolgung hatten sie eine so schnelle Gangart angenommen, daß sie den größten Teil des Weges laufend zurücklegten. Kurz vor Unter gang der Sonne kamen sie an die Thue, über welche in der Nähe einer Wassermühle ein einfacher Holzsteg führte. Dicht vor der Brücke war die Thue gestaut, um die Triebkraft für die Mühle, die auf der anderen Seite lag, zu gewinnen.

Die Thue war vor der Brücke sehr breit und tief und hinter derselben so reißend, daß es unmöglich war, sie zu passieren.

Gerade als die Mädchen auf der Brücke sich befanden, sah Jutta die Verfolger nahen. Die anderen Mädchen schrieten entsetzt laut auf, Jutta aber, eine ebenso energische, wie geistesgegenwärtige Person, übersah mit einem Blick die

Lage. Der Steg, welcher neben der Wassermühle über die Thue führte, hatte kein Geländer, er bestand nur aus nebeneinandergelegten Brettern, die nicht einmal mit Nägeln befestigt, sondern nur lose auf das Gerüst aufgelegt waren.

Ein paar ermutigende und anordnende Worte rief Jutta ihren Gefährtinnen zu, und mit Anstrengung aller Kräfte hoben die Mädchen die Bretter ab, so daß in dem Augenblicke, als Detlev v. Walmoden mit der Meute und seinen Jägern am Ufer erschien, ein Passieren des Stegs zu Pferde unmöglich geworden war.

Es lagen nur noch drei schmale Balken quer über die Thue, welche als Unterlage für die Bretter gebient hatten. An dem einen Ufer stand Detlev v. Walmoden mit seinen Leuten, und am anderen Ufer die Mädchen.

Detlev war wütend, daß ihm seine Beute entgehen sollte, und gab seinem Zorn durch wildes Schimpfen Ausdruck. Die jungen Damen aus Bahn hielten es nach damaliger Sitte auch durchaus nicht unter ihrer Würde, ihre Verfolger ebenfalls weidlich zu verhöhnen.

Walmoden, außer sich vor Zorn, hetzte die Hunde, und eines der wildesten Tiere wagte sich auf einen der schmalen Balken. Schon folgten auch einige andere Hunde; kamen die Tiere über die Balken, so waren die Mädchen in der Gefahr, zerrissen zu werden. Wieder war es die energische Jutta, welche Rat wußte. Dicht neben der Brücke lag von Ketten befreites Stangenholz. Eine solche Stange ergriff sie und stieß damit den ersten Hund von dem Balken herunter. Laut aufheulend stürzte der Hund in die Thue, und im nächsten Augenblick war er unter dem Mühlrade verschmettert. Ein zweiter und dritter Hund folgte, und die anderen gaben darauf den Versuch auf, über die Balken zu laufen, da sie den Tod vor Augen sahen.

Auch die übrigen Mädchen hatten sich, dem Beispiele Juttas folgend, mit langen Stangen bewaffnet und standen wie Speerjungfrauen zur Abwehr gerüstet an den Brückenbalken.

Detlev v. Walmoden war jung und heftig. Er beging eine unverzeihliche Thorheit, sprang vom Pferde, zog den Hirschfänger und ging mit der blanken Waffe auf die Mädchen los. Er betrat einen der Balken und wollte über die Thue laufen. Er war bis in die Mitte gekommen, als Jutta ihm zurief, er solle zurückgehen, da es sonst ein Unglück gäbe.

Walmoden rief ihr als Antwort eine grobe Beschimpfung zu, da hielt ihm Jutta die lange Stange wie einen Spieß entgegen und schrie: „Ich rate Euch, macht Kehrt oder ich stoße Euch, weiß Gott, von dem Balken herunter wie Eure Hunde!“

Detlev v. Walmoden wurde durch diese Worte zum höchsten Zorn gereizt; er schlug mit dem Hirschfänger nach der Stange und hieb die Spitze ab. In demselben Augenblick stieß Jutta ihn mit Ausbietung aller Kraft von dem Balken herunter. *)

Während seine Leute laut aufschrieten, stürzte Walmoden, der sich vergebens festzuhalten versuchte, in den reißenden Fluß. Noch einmal sah man ihn auftauchen; verzweifelt streckte er die Hände aus; in der nächsten Minute mußte er verloren sein, denn er trieb schnell dem Mühlrad zu.

Da fühlte Jutta Mitleid: sie wollte ihren Feind nicht einem so gräßlichen Tod überliefern; sie sprang vorwärts und streckte dem verzweifelnden Walmoden die Stange entgegen. Es gelang dem Ritter auch, das Ende der Stange zu fassen und sich an dieser festzuhalten.

Noch war aber die Gefahr nicht vorüber,

*) Historisch wie der ganze Vorgang.

denn das Ufer konnte Walmoden nicht betreten. Um dem Wasser vor dem Mühlrade Fall und Kraft zu geben, waren die beiden Ufer mit Brettern verschalt, an deren senkrechter Fläche niemand in die Höhe klettern konnte. Die Diener Walmodens lärmten und schrien; aber Jutta schwur ihnen zu, sie würde die Stange loslassen, wenn die Diener wagen sollten, ihr ein Leid zu thun. Dann wendete sie sich zu dem im Wasser um sein Leben Kämpfenden und rief ihm zu: „Wollt Ihr mir schwören bei Eurer Ehre, daß Ihr uns außer Verfolgung lassen wollt?“

„Ich schwöre es!“ schrie Walmoden. „Bei meiner Ritterschre!“

Jutta war aber mit diesem Schwur noch nicht zufrieden. Sie zog mit aller Kraft an der Stange, so daß Kopf und Schultern Walmodens aus dem Wasser hervorragten, und sagte: „Schwört mir bei allem, was Euch heilig ist, daß Ihr Euch morgen als mein Gefangener auf Gnade und Ungnade stellt, oder ich entziehe Euch die Stange.“

Walmoden antwortete mit Fluchen und Schimpfworten.

Die energische Jutta riß an der Stange, und die nasse glatte Spitze derselben konnte von Walmoden nicht mehr festgehalten werden. Schon ließ die eine Hand los, nur die andere hielt noch fest; wenn Jutta aber noch einmal an der Stange riß, so mußte Walmoden die Hand loslassen und war im nächsten Augenblick unter den Rädern der Mühle zerschmettert.

In seiner Todesangst leistete er den Schwur, worauf Jutta den Mädchen befahl, dem fast Ertrinkenden weitere Stangen zu reichen; ebenso rief sie seinen Dienern zu, heranzukommen.

Sie überließ es diesen, ihren Herrn aus seiner Gefahr zu befreien, während sie mit ihren Gefährtinnen der Stadt zuerückte.

Als sie sich dem Thore näherten, sahen sie den Bürgermeister mit den Ratsherren an der Spitze Bewaffneter herbeikommen. Die Nachricht war nach Bahn gelangt, daß die Bürgertöchter den Weg durch Walmodens Gebiet hätten nehmen müssen; ebenso hatte man dort erfahren, daß dieser die Mädchen aufheben und gefangen nehmen wolle.

Als man von den Heldenthaten der acht Jungfrauen und besonders derjenigen der schönen Jutta, ihrer Anführerin, hörte, als die Bürger erfuhren, daß Detlev v. Walmoden sich am nächsten Tage, wie er es geschworen, als Gefangener auf Gnade und Ungnade in der Stadt stellen müsse, nahm der Jubel kein Ende. Jutta wurde gefeiert wie eine Heldin und konnte wohl mit dem Ausgang dieses Tages zufrieden sein.

2.

Daß sich irgend ein vornehmer Herr, insbesondere ein Ritter, freiwillig in die Gefangenschaft begab, sich stellte oder, wie es hieß, in die „Kustodie“ ging, war in jener Zeit etwas durchaus Gewöhnliches. Fast alle Verträge enthielten die Klausel, daß der Kontrahent, der einen Vertrag nicht halten konnte oder wollte, verpflichtet war, sich sofort in die Kustodie des anderen zu begeben. Borgte ein vornehmer Mann von irgend jemand Geld, so verpflichtete er sich gewöhnlich, sich freiwillig in die Gefangenschaft zu stellen, wenn er am Verfalltage die geliehene Summe nicht zahlte. Der Ritter, welcher sich laut Verpflichtung freiwillig stellte, kam jedoch nicht etwa in ein Burgverließ oder Gefängnis, sondern er durfte sich und sein Gefolge in einem Privathause, gewöhnlich in einer Herberge, einlogieren und dort auf seine eigenen Kosten so lange leben, als die Gefangenschaft dauerte.

Die Stadt Bahn hatte nur eine einzige Herberge, in welcher schon am Morgen nach dem Vorfall mit Jutta die Knechte Walmodens

erschienen, um Quartier für ihren Herrn zu machen. Ihnen folgten Wagen mit Wein und mit Futter für die Pferde. Mit dem Herbergswirt wurde das Nötige wegen Zubereitung der Speisen, Hergabe von Wohnung und Stallgelassen und dergleichen verabredet, und schon am Nachmittag zog Walmoden mit einem Gefolge von zwanzig Reifigen in Bahn ein. Walmoden sah keineswegs freundlich aus. War es schon hart genug für ihn, gefangen zu sein, so war das Unglück nach den Begriffen der damaligen Zeit um so größer, als er von einem Weibe besiegt war, und unter recht sonderbaren Umständen. Nicht mit ritterlichen Waffen war er überwältigt worden, sondern wie einen Hund hatte ihn Jutta mit einer Stange von dem Brückenbalken heruntergestoßen. Auf Jahre hinaus war Detlev v. Walmoden in den Augen seiner Nachbarn und Standesgenossen gedemütigt, sicherlich wurde er lebenslang mit spöttischen Nebenarten verfolgt. Man sah es dem trotzigen Manne an, daß er schwer unter der Demütigung, die ihm widerfahren war, litt; sein finsternes Gesicht war blaß, als er nach dem Hause des Bürgermeisters Bahl ritt, um sich bei der Tochter desselben als Gefangenen zu melden.

Er kam aber nicht dazu, sie zu sehen; denn auf dem Hofe bereits empfing ihn der Bürgermeister Bahl und teilte ihm mit, daß er im Auftrage der Tochter mit dem Ritter unterhandeln werde. Walmoden erklärte grob, daß es ihm nicht einfiel, mit einem dritten zu unterhandeln; er habe den Schwur, sich zu stellen, nur der Tochter des Bürgermeisters geleistet, und nur mit ihr habe er wegen seiner Loslassung zu unterhandeln. Damit kehrte er dem Bürgermeister den Rücken und eilte nach der Herberge.

Dort hob sofort ein gewaltiges Geheul an. Die Bürger hielten sich sorgfältig von der Herberge fern. Walmoden aber feierte mit seinen Reifigen ein großes Gelage. Gegen Abend erhielt er durch die Ratsherren, die in feierlichem Aufzuge erschienen, ein Schreiben zugestellt, welches sehr geeignet war, die bisherige Lustigkeit zu dämpfen; denn in diesem Briefe wurde ihm mitgeteilt, daß Jutta ihre Rechte auf den Ritter ihrem Vater und der Stadt Bahn übertragen habe. Der Ritter sei von jetzt an ein Gefangener der Stadt und habe sich mit dieser auseinanderzusetzen.

Detlev v. Walmoden tobte und schrie; er drohte, die Ratsherren zu spießen, und schwur, sich nimmermehr der Gefangenschaft des Rats zu unterwerfen. Die Ratsherren lächelten schadenfroh und erklärten ihm, er könne gegen ihren Beschluß Einspruch erheben bei den zuständigen Gerichten oder beim Kaiser. Solange aber von dort keine Entscheidung eingetroffen sei, bleibe er ihr Gefangener.

Daß eine solche Entscheidung monatelang auf sich warten lassen würde, wußten sowohl der Ritter als die Ratsherren, und diese beschloßen, jetzt ihren Vorteil gründlich wahrzunehmen.

Aus Handeln und Bieten besteht jedes Geschäft: das wußten in den vergangenen Jahrhunderten auch die miteinander paktierenden Stände und Städte sehr genau. Unter Walmodens Reifigen befand sich ein vielgewandter alterer Mann, den uns der Chronist nur als „Heinz“ bezeichnet. Diesen Heinz schickte der Ritter am nächsten Tage direkt zu Jutta und ließ ihr ein Lösegeld von sechstaufend Goldgulden anbieten. Heinz sparte wahrscheinlich keine Worte, um die Tochter des Bürgermeisters zu überreden, aber alle seine Versuche waren vergeblich. Jutta erklärte, sie wolle mit der Sache nichts mehr zu thun haben: sie habe ihre Rechte an die Stadt abgetreten, und mit dieser möge der Ritter unterhandeln. Heinz zog davon und brachte dem Ritter traurigen Bescheid.

Unterdessen war von dem Rat der Stadt Bahn bei Detlev v. Walmoden wieder ein Schreiben angelangt, in welchem man ihm Vorschläge machte. Unter ihren Forderungen stand eine Gebietsabtretung obenan: die Stadt wollte die günstige Gelegenheit wahrnehmen, um sich einen Wald zu sichern, den Detlev v. Walmoden abtreten sollte. Der Ritter zerriß den Brief des Rats und warf ihn dem Ratsdiener, der ihn gebracht hatte, ins Gesicht.

Bierzehn Tage waren so vergangen. Detlev v. Walmoden hatte mit seinen Leuten in der Herberge während dieser Zeit ein gar lustiges Leben geführt: es wurde geschmaust von früh bis spät und dazu gezecht; die Pfeifer, welche Detlev mitgebracht hatte, spielten auf. Dieses lustige Leben, welches sehr von der sonstigen Ruhe und Einfachheit des kleinen Städtchens Bahn abwich, fing an, verlockend auf die Einwohner zu wirken. Zwar war von dem Räte der Stadt streng verboten worden, sich mit den Leuten Walmodens irgendwie einzulassen, aber es gab unter den Bürgern Bahns Gurgeln, die sich freuten, einmal umsonst ihren Durst stillen zu können. Dann fanden sich auch, wie der Chronist mit Entrüstung bemerkt, Mädchen und Frauen, die wenigstens vor der Herberge mit den Leuten Walmodens ein Tänzchen machten. Dem Bürgermeister Bahl kam es sogar zu Ohren, daß Walmoden eine Art regelrechter Verschwörung ins Werk setzte: er habe, hieß es, geschickte Leute bei sich, die ihn mit einzelnen Leuten aus der Bürgerschaft in Verbindung setzen und diese auf die Seite des Ritters ziehen sollten. Walmoden ging also mit dem Plan um, sich einen Anhang in der Bürgerschaft zu schaffen. Mit diesem und seinen eigenen Reifigen wollte er dann einen Gewaltstreich gegen den Rat und die Stadt ausführen.

Als der Bürgermeister Bahl von dieser Verschwörung hörte, berief er die Ratsherren, und bei geschlossenen Thüren wurde ein wichtiger Beschluß gefaßt. Die Ratsherren selbst gingen nach der Beratung bald hier, bald dort in die Häuser und hatten mit den männlichen Inassen heimliche und, wie es schien, höchst wichtige Unterredungen.

Im Gehöft des Bürgermeisters Bahl sammelten sich um Mitternacht bewaffnete Bürger. Als ihrer hundert beisammen waren, zogen sie unter Führung des Bürgermeisters und der Ratsherren nach der Herberge, in welcher Walmoden mit seinen Leuten schlief, überfielen die Ahnungslosen und entwaffneten sie. Dann wurde der Ritter in das Gefängnis, welches sich in einem Stadtturm befand, gebracht, weil er sich gegen das Heil und Wohl der Stadt Bahn verschworen habe. Seine Reifigen aber brachte man ohne Waffen bis vor die Thore und entließ sie mit der Weisung, sich nicht wieder in der Nähe von Bahn blicken zu lassen.

Am nächsten Tage feierte der Rat der Stadt Bahn in derselben Herberge, in der bisher Walmoden mit seinen Reifigen gezecht hatte, ein Fest und zehrte dabei die Vorräte an Speise und Trank auf, die Walmoden zurückgelassen hatte. Triumphierende und höhnische Reden über den Gefangenen wurden gehalten; der Bürgermeister Bahl kannte sich fast selbst nicht mehr vor Stolz, und doch war ihm das Unglück so nahe.

Im eigenen Hause Bahls saß der Verräter, dort hatte Walmoden einen treu ergebenden Freund, und dieser Freund war — die schöne Jutta. Heinz, der unermüdliche Unterhändler, war immer wieder erschienen, um mit Jutta wegen der Freigabe seines Herrn zu unterhandeln; er verfolgte aber dabei noch einen anderen Zweck: er verstand es, Jutta für den Gefangenen zu interessieren, ihre weibliche Eitelkeit zu reizen, ihr stolze Zukunftshoff-

nungen zu erwecken. Er veranstaltete schließlich heimliche Zusammenkünfte zwischen Jutta und Walmoden. „Zufällig“ erfolgte die Begegnung auf der Straße, „zufällig“ traf ein andermal Jutta mit dem Ritter am Garten des Hauses einer befreundeten Familie zusammen, „zufällig“ sah sich das Paar noch mehreremal, und Walmoden wie Jutta schienen diesem Zufall sehr dankbar zu sein, wenn er neue Begegnungen veranlaßte. Der schöne Ritter wußte das Bürgermädchen bald völlig zu beherrschen; aus seiner Feindin war sie ihm bald geneigt geworden. Dies ist ja nichts Ungewöhnliches. Sie war jetzt seine Bundesgenossin und bereit, alles für seine Befreiung zu wagen. Sie hatte nur noch eine Bedingung, daß der Befreiung sofort die Hochzeit folgen müsse.

Mit Einbruch der Dunkelheit ging, damals allgemein üblich, in der guten Stadt Bahn die Bürgerschaft zur Ruhe. Der einzige Wächter der Stadt sah gegen Mitternacht eine schwarz-bekleidete Frauensperson aus dem Hause des Bürgermeisters treten und bald im Dunkel verschwinden. Der von dem ganzen Aberglauben seiner Zeit eingenommene Mann bekreuzte sich, als er diese ungewohnte, für ihn unerklärliche Erscheinung sah, und machte, daß er aus der Nähe des Hauses fortkam. Am nächsten Morgen war er klug genug, über seine Beobachtung zu schweigen, denn man hätte ihn sonst verantwortlich dafür gemacht, daß Walmoden aus dem Turm verschwunden war, und mit ihm die schöne Jutta, die Tochter des Bürgermeisters.

Die Flucht war auf dem einfachsten Wege bewerkstelligt worden: Jutta hatte aus der Wohnung des Vaters die Schlüssel zum Turm mit sich genommen, hatte die äußere Thür und die Thür des Gefängnisses geöffnet und Walmoden in Freiheit gesetzt. Jenseits der Stadtmauer wartete Heinz mit einigen bewaffneten Knechten; ein Seil wurde von unten heraufgeworfen, damit Walmoden dasselbe oben befestigen und sich mit Jutta herablassen konnte.

Der Ritter hielt sein Versprechen. Noch in derselben Nacht wurde mit der Schnelligkeit, die in damaligen Zeiten bei solchen Gelegenheiten angewendet werden konnte, Jutta die Gattin Walmodens.

Natürlich waren die Bewohner von Bahn und an ihrer Spitze der Bürgermeister Bahl

Humoristisches.



Meines Mißverständniß.

Gast (in der Unterhaltung mit seinem Nachbar): Wo bleibt denn da die Konsequenz?

Kellner (eben hinzutretend): Bitte sehr, ist bei mir nicht bestellt worden.



Chreij.

Ku, Sepp, was ist mit deinem Ochsen? Der schaut seit einiger Zeit so elend aus.
— Ach, der kränkt sich nur, weil er auf der Viehausstellung keinen Preis kriegt hat!

außer sich, als sie am nächsten Tage die Flucht des Gefangenen und seiner Befreierin erfuhren. Das Erstaunen aber stieg, als mittags ein reitender Bote Walmodens mit der Benachrichtigung kam, daß Jutta die Gattin des Ritters und letzterer bereit sei, mit der Stadt friedliche Verhandlungen anzuknüpfen und eine immerwährende Freundschaft zu schließen, „weil sein ehelich Gemahl ja eine Tochter der Stadt sei“.

Dem Bürgermeister Bahl aber ließ der Ritter Walmoden von seinem Schreiber ein Brieflein schreiben, in dem er ihm mitteilte, daß er als Mitgift Juttas nichts fordere, als das Gemeindegeld des Hirsches, der in dem Gehöft Bahls getötet worden und um dessentwillen der ganze Streit entstanden war. Jetzt begann sich der Bürgermeister. Er fandte nicht nur das Gemeindegeld, sondern auch eine schöne Aussteuer und die Einladung an das neuvermählte Paar, zu einer nachträglichen Hochzeitsfeier in die Stadt zu kommen.

Das geschah denn auch, und von nun an lebte die Stadt Bahn mit dem Ritter Walmoden im besten Einvernehmen. War doch nicht nur letzterer, sondern auch die ganze Bürgerschaft stolz auf die nicht nur schöne, sondern auch kluge Jutta.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Römische Münze“ in Nr. 25: Man bezeichne die Buchstaben der Inschrift des Averses mit den fortlaufenden Zahlen 1—13, so daß C 1, A 2 u. s. w. erhalten. Die Zahl XII in dem Revers würde demnach mit U,

VI mit T zu vertauschen sein, so daß man als Lösung den Spruch: „Gute Tage kosten Geld“ erhält.

Städte-Rätsel.

Ebernay, Avignon, Sedan, Marseille, Nantes, Joinville. Die vorstehenden französischen Städte sollen in anderer Reihenfolge so geordnet werden, daß sich aus deren Anfangsbuchstaben wiederum eine französische Stadt ergibt.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Trennungs-Rätsel.

Als ich dich zum erstenmal gesehn,
Ward' es bald mir klar, dich muß' ich lieben,
Und im Herzen unausslöschlich tief
War für mich ein Wort zurückgelieben,
Das getrennt zu teil geworden mir
Von dem Händchen dein, so niedlich zart,
Wie du es beim Abschied mir gereicht.
Dieser Sprache zauberische Art
Ründet froh mir, daß in deinem Herzen
Das vereinte Wort auch für mich spricht:
Froh befeigt mich die süße Ahnung,
Dir zu huldigen, wech süße Wacht!

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösungen von Nr. 25: des Logogriphs: Gruß, Fuß; des Anagramms: Genie.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.